

# Wortgeprassel

## Überlegungen zur a-Signifikanz faschistischer Rhetorik

TOM WAIBEL (WIEN)

Am 23. X., am Sonntag Vorm., waren wir auf Einladung des Generalkonsulats in einem italienischen Werbefilm *10 Jahre Faschismus*. Film sonoro, wie Mussolini vom Balkon des Schlosses in Neapel zur Volksmenge: *Camicie nere, Popolo di Napoli!* spricht. Eine großartige Kunstleistung. Wechseld Bilder u. Töne der Masse u. Nahaufnahmen des Mannes. Man sieht, wie er sich vor jedem Satz buchstäblich aufpumpt, wie er immer wieder, dazwischen absinkend, den Gesichts- u. Körperausdruck höchster Energie u. Anspannung zwangswise herstellt; man hört den leidenschaftlich predigenden, ritualen, kirchlichen Tonfall, in dem er immer nur kürzere Sätze herausschleudert, wie Bruchstücke einer Liturgie, auf die jeder ohne gedankliche Anstrengung gefühlsmäßig reagiert, auch wenn er nicht, ja gerade, wenn er nicht den Sinn versteht. Riesenhaft der Mund.<sup>1</sup>

Keine Analyse kann die Sprache zur völligen Klarheit bringen und sie vor uns ausbreiten wie einen Gegenstand.<sup>2</sup>

Schwenken wir<sup>3</sup> die grellen Scheinwerfer der Analyse ein wenig vom Unding der Sprache weg, bricht sich ihr Licht alsbald an den fluiden Metaphern der Rede in die Spektralfarben der gesprochenen Phänomenalität: Reißenden Flüssen gleich drohen Redeströme, Wortkaskaden, Sprachergüsse und dergleichen mehr das System der Sprache, ihre differentielle Ordnung der Signifikanten zu überfluten. Mit Unmengen von Schlamm und Schutt versetzt überschwemmen sie die distinkte Logizität des Systems der Sinnproduktion und verdunkeln so die Herkunft des Sinns aus dem Nicht-Sinn.

Eine gewissermaßen stammelnde Redundanz macht das Sprechen hörbar, indem sie die Stimme dem unterschiedslosen Rauschen eines ununterbrochenen Sprachflusses entreißt.<sup>4</sup> Diese Unterbrechungen lassen sich nicht restlos in Sinn übersetzen. Die Illusion, die Sprache wäre von einer konsistenten Grammatik regiert, vermag sich nur zu behaupten, wenn die Materialitäten des Stockens strukturell außer Ge-

hör geraten. Ihre notwendigen Skandierungen machen nicht nur die Sprache hörbar, sondern sie produzieren gleichzeitig ein eigenartiges Mehr. Dieser sprachliche Überschuß bliebe streng genommen nicht beschreibbar; wir könnten über ihn nur urteilen, daß er nie gefehlt habe. Selbst im Vollzug der Sprache durch das Sprechen als unzählige Vielheit losgeschlagen, verweist er noch in seinen geringfügigsten Erscheinungsweisen immer nur auf den gestischen Ursprung des Sprechens. Dabei erobert dieser Überschuß, der das Sprechen in der Sprache nicht aufgehen und sich in ihr nicht bedeuten läßt, den Signifikationseffekten eine potentielle Notwendigkeit jenseits reiner Kontinzenz – eine Potentialität gleichwohl, die ihren distinkten sprachlichen Ausdruck nicht zu finden vermag. Diesen Überschuß einzuholen, ist die Lust am Sprechen, und in ihr erfährt sich die Sprache als unendlich unabsließbare. Weit davon entfernt, Fetischisierungen im Sprachgebrauch als bloße Verkennung und Mystifikation gesellschaftlicher Verhältnisse zu sehen (was sie zweifellos auch sind), treibt doch die Analogie zum Fetischcharakter der Warenwelt über die Wortware hinaus: Sie spricht von der Sucht nach dem, was Sprache nicht ausdrückt, nicht auszudrücken vermag.

In diesem Begehrn der Sprechmaschine Stimme, die die Ordnung der Sprache durchkreuzt und begründet, erkennen wir den Quell jener "wesentlich dunklen Leistung", die Merleau-Ponty im Herzen des Ausdrucks als Verewigung eines "Moments des flüchtigen Lebens" entdeckt.<sup>5</sup> Dieser "Lebensüberschuß" des Sprechens verschleiert seine Herkunft aus dem morastigen Grund der Sprache, der unbemerkt Bruchstücke flüchtigen Lebens in den Sprachraum diffundiert. Die leibhaften Partikel, die abseits signifikanter Effekte von der Sprechmaschine Stimme im symbolischen Universum der Sprache verstreut werden, garantieren die Möglichkeit von sprachlichem Pathos und werden so für das Bemühen um eine Grammatik, die über sich selbst hinauszuweisen vermag, zentral. Solche Metamorphosen flüchtiger gestischer Momente eignen sich ausgezeichnet als Maskeraden sowohl einer "reinen" Energie, die das differentielle Spiel der Signifikanten durchzöge, als auch einer "reinen" Begehrlichkeit, die der Leiblichkeit des Sprechens eigne. Nennen wir sie kurz a-Signifikanz. Wir bemühen uns in der folgenden holzschnittartigen Skizze, einigen Maschinisierungen dieser Elemente der a-Signifikanz im Feld der fa-

schistischen Politiken der Körper nachzuspüren, da wir vermuten, daß das, was im Reden keinen eminenten Sinn produziert, in der Barbarei als tödlicher Unsinn wieder auftaucht.

### *1. Die Rhetorik der NSDAP*

Der Aufstieg der Nazibewegung, dieses einst "kleinen verlorenen Haufens", wie sie Goebbels bezeichnet,<sup>6</sup> nimmt in so exemplarischer Weise seinen Weg zur Massenpartei übers gesprochene Wort, daß der "kleine Doktor" emphatisch davon schwärmt, seine Bewegung habe "eine ganz neue Sprache erfunden."<sup>7</sup> Wenn Jean Pierre Faye in seiner umfassenden Analyse der semantischen Strukturen totalitärer Sprachen festhält, "daß das Erstaunlichste an der Nazisprache ist, daß ihr sogar ihre Inkonssequenzen dienen", so löst sich ihm diese sprachliche Antinomie nur "unter einer Bedingung: daß die . . . Aussagen niemals gemeinsam auftauchen".<sup>8</sup> Wir werden uns bemühen, im folgenden nachzuweisen, daß eine Analyse, die sich nicht auf die signifikanten Ordnungen der Sprache beschränkt (eine Analyse, die das Phänomen der a-Signifikanz, die das Sprechen in die Sprache hineinträgt, mit in ihr Kalkül zieht), die Bedingungen zu klären vermag, unter denen es gelingt, daß diese scheinbaren Inkonssequenzen antinomischer Aussagen niemals nebeneinander zu stehen kommen, selbst wenn sie im Verlauf der Rede direkt aufeinanderfolgen. A-signifikante Verkettungen vermögen als materiale Bedingung leiblicher Affektation jene Abgründe aufzuklaffen zu lassen, die dafür sorgen, daß zwei Aussagen, getrennten Kontinentalblöcken gleich, sich niemals aufeinander beziehen müssen. Ähnlich a-signifikante Kräfte vermuten wir auch dann am Werke, wenn die Bewohner ganzer Regionen Österreichs noch sechzig Jahre nach dem "Anschluß" in ihrem Sprachgebrauch als Begrüßungsformel "Heil" fortleben lassen, ohne sich je über den affektiven Gehalt dieser zweifelhaften sprachlichen Geste Rechenschaft ablegen zu wollen.

Aber treten wir erst einige Schritte zurück, um die Produkte faschistischer Rhetorik oberflächlich zu belauschen. An der – in einem latent erregten Tonfall vorgetragenen – "gewöhnlichen" nationalsozialistischen Ansprache überrascht zunächst vor allem die eigenwillige Skandierung und Zerhacktheit des propagandistischen Redeschwalls.

Als würde eine stotternde Sprechmaschine ihre Produkte nur dutzendweise ausspucken können, rattert ein sprachliches Klapperwerk in dem wütenden Bemühen dahin, eine mögliche Einheit des Sprechens herzustellen – ein Versuch, der nach seinen ersten Takten bereits ein abruptes Ende findet, um mit gesteigerter Intensität an einem neuerlichen Anlauf zugrunde zu gehen.

Diese eruptiven Schübe sprachlichen Geschreis, die in straffgespannter Verbissenheit eine tieferliegende Aphasie zu übertölpeln hoffen, lassen sich nicht auf die technischen Erfordernisse reduzieren. Tatsächlich verlangt der tontechnische Entwicklungsstand der zwanziger und dreissiger Jahre Redepausen in gewissen Abständen, um dem Schall Zeit zu geben, in der Menge zu verebben und nicht störend ins Folgende zu intervenieren. Gleichzeitig wird dieses abgehackte Sprechen im pädagogisch-theoretischen Appell an alle ausübenden und künftigen Redner der NSDAP nachdrücklich eingefordert: "Wir sprechen", heißt es in einem NS-Rhetoriklehrbuch, das erstaunlicherweise den Titel *Die freie Rede* führt, "weder in Lauten noch in Silben, noch in Wörtern, noch in Satzteilen, noch in Sätzen, sondern in gebundenen Wortgruppen, die wir kurz Wortblöcke nennen wollen."<sup>9</sup>

Eingangs unterstellten wir den primordialen Zäsuren, die jedes Sprechen erst hörbar werden lassen und so die sprachliche Ordnung mitbegründen, eine fundamentale Unreinheit, die die Gewalt des Einschnitts aus der Homogenität des sprachlichen Stromes reißt. Dieses a-Signifikante bildet unserer Auffassung nach die materiale Basis der Möglichkeit leibhafter Affektion. Im faschistischen Radbrechen ist eine ähnliche Funktion ins Unüberhörbare vergröbert am Werk, die eine phonematische Differentialität in die willkürliche Verschiedenheit von Wortblöcken heroisiert. Vermutlich liegt die Ohrenfälligkeit dieser Sprachhauerei darin, daß sie die wesenhaft fragilere Fragmentierung, die der Sprache eignet, gewalhaft unter sich subsumiert. In dem sie die disparaten a-signifikanten Partikel bündelt, gelingt es ihr, die annexierte pathische Potentialität als eine der faschistischen Sprache eignende Macht zu behaupten. Eine Anmaßung, die bemüht sein muß, nur die Wahl zwischen Anerkennung und Ablehnung offenzuhalten: "Wenn man ihn hört", behauptet Goebbels vom Redner Hitler, "kann man nur sein Freund oder sein Feind sein."<sup>10</sup>

Treten wir jetzt ein wenig näher, um an jener imaginären Grenze zu verweilen, an der inmitten des Lautgetümmels sich da und dort einige Wörter abzeichnen, ohne daß dadurch der "Sprechbrei" in seiner Gesamtheit dechiffrierbar würde. Auf der Oberfläche der Rede gehorchen die einzelnen diskret vernehmlichen Begriffe innerhalb einer "gebundenen Wortgruppe" – einer dem vertikalen Zugriff auf die a-signifikanten Partikel ähnlichen – Dynamik. Ein singuläres monolithisches Wort, das beziehungslos auf dem übrigen distinktlosen Gebrüll treibt, kann innerhalb eines solchen "Wortblocks" etliche Strukturfunktionen des Atemholens, Innenerdens oder der Pause wiederholen. Ein Nazi-Rhetoriklehrer beschreibt dies als Charakteristikum einer faschistischen Ansprache im Unterschied zu den Notwendigkeiten des Schreibens wie folgt:

Die Sprache darf hier breiter und behäbiger sein, sie darf viel mehr Füllwörter und Füllsätze verwenden als bei der Schreibe. Unter der Bedingung freilich: es müssen im breit und bequem flutenden Redestrom eingefügt sein formelhaft knappste Gedankenballungen, schlagwortartige, einprägsame; die haben dann in den Streckungen der Füllwörter Zeit, sich unverlierbar festzusetzen; sie geben dem Hörer Halt und Besitz . . . So ist notwendig ein rythmischer Wechsel von festen Richtpunkten und lockerem Geschiebe.<sup>11</sup>

Was in der Tiefenstruktur der a-Signifikanz das Aussetzen des Geprassels der Worthbrocken ist, das sind im horizontalen Gefüge die schlagwortartigen Zusammenballungen im "lockeren Geschiebe" der voneinander abgenabelten Sprecheinheiten. Die durch "Füllwörter" verdeckte Abwesenheit eines manifesten Sinns reißt die Ritornelle der vermeintlich festen Richtpunkte der Aussage tendenziell mit in den bequem flutenden Redestrom und läßt die "Schlagwörter" so als entleerte Anwesenheiten hohler Appräsentation im sprachlichen Geschiebe zurück. Das a-signifikante Gleiten des entfesselten leeren Sprechens macht keineswegs halt vor den knappen Gedankenballungen und hinterläßt als einzige Richtpunkte im rhythmischen Wechsel kaum mehr als affektive Entitäten.

Bevor wir zuzuhören versuchen, was passiert, wenn die imaginäre Grenze totalen Verstehens überschritten wird, bevor wir also jenen Punkt ohne Wiederkehr erreichen, an dem die theatralisch inszenierte Massenkundgebung in der Redundanz der geforderten akklamatorischen Gesten keine Dissidenz mehr erlaubt, erlauben wir uns einen

vergnüglichen Ausflug zu jener großartigen Synthese des nationalsozialistischen Sprachwahns, die einer der berühmtesten Virtuosen im Gestischen, Charlie Chaplin, 1938 in *The Great Dictator* vorgelegt hat. Chaplin schlägt sich im ersten Auftritt des Diktators Hynkel sofort und rückhaltlos auf die Seite der a-Signifikanz. Aus Hynkel quillt eine Phantasiesprache, die jenseits der Ordnungen des Bedeutenden ständig neue Lautkombinationen aus sich herauswürgt. Selbst noch ihr Stammeln, Husten oder Röcheln vermag die Kohärenz des ausge spuckten Sprachschleims und ihre grundlegende Aufgehobenheit in einer existentiellen Gebärde zu garantieren. Chaplins gestisches Genie, das sich jahrelang dem Einsatz von Sprache in seinen Filmen ver weigert hatte, führt hier in unnachahmlicher Weise vor, was es heißen kann: "Ich greife zu einem Wort, wie meine Hand an eine plötzlich schmerzende Stelle meines Körpers fährt."<sup>12</sup>

Mit größtem Vergnügen quittieren wir hier das abgehackte Schnarren einer Unsinnsproduktion, die sich ständig in immer neuem Beginnen abmüht. Wie oft treibt hier ein aufgeregtes Konsonantengestam mel an seine leibhafte Verwurzelung und zerschellt jäh an den Klip pen des Räusperns, Keuchens oder Luftholens! Die so entstandenen Pausen samt einer bisweilen verblüffend langen Stille sind denn auch bis an die Ränder erlösenden Gelächters mit affektiver Begehrlichkeit aufgeladen. Chaplin täuscht sich auch nicht darüber, daß diese Induk tion die Spannungen einer latenten Erotisierung in sich birgt: Als Chaplin/Hynkel in einer solchen Stille der zu Fall gekommenen Rede sich Wasser in Ohr und Hose gießt, steilen sich sogleich die Arme zu einem vielfachen "Hail Hynkel". Selbst die entleerte Anwesenheit sprachlicher Signifikanz, der in den Redestrom gemengten Schlag wörter, findet in diesem Meisterwerk Chaplins ihre komische Entsprechung. Mitten in krachenden Lautkaskaden brechen sich Begriffe wie "Sauerkraut", "Wiener Schnitzel" oder "Welt" und "Blitzkrieg" kom enthaft ihre Bahn.

Da keine sprachliche Geste, gebärde sie sich auch noch so totalitär, die Mannigfaltigkeiten des Sprechens in eine reine Monologizität ein zukerkern vermag, treten wir in den eigentlichen Bannkreis der faschistischen Rhetorik genau in dem Augenblick, in dem wir uns dem Ritual der angemahnten Antworten unterwerfen. Täuschen wir uns nicht über die Möglichkeiten subjektiver Dissidenz, denn sich den

versammelten Zurichtungsinstrumentarien, die die faschistische Massenkundgebungen beherrschten,<sup>13</sup> zu entziehen, fiel selbst dezidierten Nazigegnern schwer. Wer sich nicht selbst beim Armhochheben ertrappe, war häufig gezwungen, sich zu übergeben, ohnmächtig sich den direkten Wirkungen auf den eigenen Leib zu entwinden.

## *2. Die abgenötigte leiblich-affektive Aphasie*

Die inszenatorische Maßnahme, die ein Ritornell einiger weniger Antworten vorschreibt, verunmöglicht sowohl ein Verstehen als auch das Nicht-Verstehen der monologischen Geste, denn die "Außenpolitik der Äußerung" benötigt immer das soziale Ereignis sprachlicher Intervention, ohne welches sie notwendig unvollständig bliebe. Indem die rituell vorgeschriebenen Bestätigungsschreie der faschistischen Propaganda die flüchtige und sofortige Vorwegnahme möglicher Antworten praktizieren, versenken sie die gebündelte a-signifikante Gewalt ohne mögliche Gegenbesetzung im Sprachleib. In dieser Metamorphose produzieren sich nur mehr Affekte: Geilheit, Ekel, Wut – allen voran der Haß. Ihm wird zumeist die "Modulation der eigenen Existenz", die "Verwandlung meines Seins" überantwortet.<sup>14</sup> Daß Haß sich solcherart nicht als Produkt einer wie auch immer gearteten Ideologie effektuiert, vielmehr seinerseits die Brüchigkeit des nationalsozialistischen Wahns kittet, lässt uns seine Quellen einmal mehr außerhalb der logischen Syntagmen der Sprache verorten. Der erfolgreiche Umbau der Sprechmaschinerie in eine Destillations- und Distributionsapparatur der Surrogate der a-Signifikanz als exzeptionelle Camouflage reiner Kraft ist komplett, wenn die synchrone Modulation meiner eigenen Existenz in pathischer Einverleibung zersplitterter Kraftimagos zu keinem Gelächter mehr imstande ist. Die affektive Versteifung, die der mechanischen Klapprigkeit der sprachlichen Geste keine Komik mehr abzuringen vermag, verschuldet sich dem Anspruch der immer schon erfolgten Antwort im akklamatorischen Ritornell.<sup>15</sup> Dennoch bleibt die Lächerlichkeit dieser marionettenartigen Inszenierung; sie kann aber jetzt nur mehr in die blitzartiger Klarheit eigener Geringfügigkeit übersetzt werden. Und doch sieht die Dramaturgie der Massenversammlung den von ihr produzierten Affekt des Hasses über die eigene Leiblichkeit hinaustreiben, um sich

dem ätherischen Fluidum der Kraft als Durchstreichung des eigenen Leibes überantworten zu wollen. Hitler räsonniert anlässlich einer Ansprache vor dem Hamburger Nationalclub:

Vor allen Dingen muß mit der Meinung aufgeräumt werden, weltanschauliche Gebilde könnten die Menge befriedigen. Erkenntnis ist für die Masse eine schwankende Plattform. Was stabil ist, ist das Gefühl, der Haß . . . Was die Masse fühlen muß, ist der Triumph der eigenen Stärke, die Verachtung des Gegners . . . Sie können tausendmal von einem Arbeiter sogenannte vernünftige Argumente hören. Unterliegen sie aber der Massensuggestion dieser großartigen Versammlung von 200.000 Menschen im Lustgarten, dann steht er als kleiner Wurm dazwischen und diese 200.000 Menschen sind für ihn nicht nur Symbol der Kraft, sondern auch des Rechts der Bewegung. Er sieht 200.000 Menschen, die alle für ein Ideal kämpfen, das er im einzelnen vielleicht gar nicht zu zerlegen vermag, dessen er sich nicht klar zu werden braucht. Das ist sein Glaube.<sup>16</sup>

In der gewissermaßen körperlich gewordenen Aphasie, die einem Glauben zugrunde liegt, der seine eigenen Horizonte nicht zu zerlegen vermag, vermuten wir eine wesentliche Verankerung der durchgängigen Verdrängung nationalsozialistischer Vergangenheit. Das einzelne Bewußtsein versperrt sich hier dem Streben nach einer Wiedererschließung der Zeit, das auf der Grundlage des Leibes ein Sprechen über die eigene Anteilnahme erst ermöglichte, weil jede Rede über die eigene Teilnahme am Nationalsozialismus sich über ihre körperliche Affizierung Rechenschaft abzulegen hätte. Das Abkappen des subjektiven Erlebnisgehalts aus der Rede über die Vergangenheit stellt die affektive Potentialität des Nationalsozialismus als vielbestaunte Mumie ins historische Museum menschlichen Greuels. Eine Mumie, die Zombies ähnlich, bei der geringsten Erschütterung ihres affektiven Blutbodens wieder zu menschenmordendem Leben erwacht. Das beharrliche Totschweigen der eigenen geschichtlichen Involvierung, die nahezu die gesamte Kriegsgeneration mit Stummheit schlägt, gründet sich so zu einem nicht unbeträchtlichen Teil in dieser Annihilierung der subjektiven Leiblichkeit, die in der Genese des nationalsozialistischen Glaubens ihre Aufhebung im Affekt des vaterländischen Hasses ersehnt:

Und dieser Schauer, den nichts bändigt und nichts hemmt, verheert die straff gespannte Abwehr der Gesichter, bis ein Verbluten Hirn an Hirn wie Wahnsinn überschwemmt.<sup>17</sup>

Das Zugrundegehen im kollektiven Sprachleib der Phantasmagorie reiner Energie findet in einer sprachlichen Phänomenalität als Transzendenz körperlicher Leibhaftigkeit seinen schärfsten Ausdruck in dem, was wir "sphärische Stimme" nennen wollen. Hat sich das Sprechen mit einem Übermaß a-signifikanter Verkettungen aufgeladen, vermag sich die objektale Seite der Sprache von ihren leibhaften Trägern zu lösen und zerrt allmählich den gesamten Sprachleib in ein ätherisches Fluidum körperloser Rede. Der Sprachleib wird gewissermaßen schwebend, weil die Phantasmatik eines affektiven Aufgehobenseins im Sprechen des Anderen, im Anderen der Sprache, eine *leibhafte Aphasie* induziert, die die eigenen Körperegrenzen als Verankerungen jeglicher Affektion vergessen läßt.

Die ohrenfällige, technisch reproduzierte Spielart eines solchen Effektes ertönte zur Zeit des Nationalsozialismus in der in dieser gesellschaftlichen Breite erstmalig eingesetzten Radiophonie. Immer dann, wenn zwischen dem Rauschen und Knacken des Volksempfängers das quasi-göttliche, weil ortlose Stimmenobjekt des Führers vernehmbar wurde, geriet dies zur "Weihestunde der Nation". Die technische Apparatur reproduziert hier indes nur eine dem Sprechen eigennende Wesenheit: In der Ablösung der Stimme vollzieht sich die Dynamik des a-signifikanten Drängens im hörbar gewordenen Aussetzen der Sprache selbst und entwindet sich der Fessel des aussagenden Subjekts. Die so entstandene sphärische Stimme vermag die Affekte der als Masse versammelten ZuhörerInnen jenseits einer wie auch immer gearteten Identifikation mit dem geliebten Führer in sich zu versenken. Der Träger der Stimme ist dieser lateralen Drift des Sprechens ebenso unterworfen wie die Masse der Angerufenen. So wird der Untergang des Subjekts im Delirium sprachlicher Energie nachweisbar, ohne eine Durchstreichung des Individuums als vorgängige Maßnahme nationalsozialistischer Praxis behaupten zu müssen. Hin und wieder findet dieser Dynamismus zu seiner deliranten Begrifflichkeit, so wenn Hitler anlässlich einer "Weihestunde der Nation" sagt:

Wie fühlten wir nicht wieder in dieser Stunde das Wunder, das uns zusammenführte! Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen, und sie schlug an eure Herzen . . . Ihr seid ihr jahrelang nachgegangen, ohne den Träger der Stimme auch nur gesehen zu haben . . . Nicht jeder von Euch sieht

mich und nicht jeden von Euch sehe ich. Aber ich fühle euch und Ihr fühlt mich . . . Nun sind wir beisammen, sind bei ihm und er bei uns, und wir sind jetzt Deutschland.<sup>18</sup>

In der erstaunlichen Schlußwendung kehrt eine flottierende Stimme, die den gesammelten Affekt der Menge in sich birgt, gleichsam zu sich selbst zurück unter der Bedingung, daß sie sich in einem imaginären Deutschland willkürlich territorialisiere. Nicht die Person Hitlers, als anderer seiner Stimme, wird Adressat der affektiven Begehrlichkeit, vielmehr vermag die Stimme selbst, so maschinisiert, sich als jenes Andere zu installieren, das das hysterische Begehen regiert. Katzmaier, dem wir dieses Zitat verdanken, zerlegt es so:

Als Objekt ist diese Stimme im Anderen, dort wo Hitler sein beschwörendes Sprechen in ein Röcheln und Wehklagen abgleiten ließ, als Höhepunkt seiner Anrufungen und als hysterische Klimax der Masseneuphorie seine suggestive Wirkung zeitigte, da war es die Stimme des Anderen, die durch die Kluft des Sprechens das realisierte Begehen nach dem Stimmen-Objekt vermerkte.<sup>19</sup>

Die nicht in diesem phantasmatischen Sprachleib Untergegangenen rücken dementsprechend an die Stelle der Garanten der Tragfähigkeit des eigenen Phantasmas. Dieses Phantasma begreifen wir als imaginäre Vorwegnahme, die den Wunsch nach dem Zu-Fall-kommen in dieser anderen Stimme, der eine andere Vernunft zugrunde läge, als Realisierte phantasiert. Prekär ist diese Position als Garanten des (hier: deutschen) Phantasmas deshalb, weil sich ihre Zuständigkeit in existentieller Bedrohlichkeit verdoppelt: Beweist einerseits die bloße Möglichkeit einer solchen Existenz das Pathos eigener Aufgehobenheit, so klagt sie andererseits dieses Pathos gleichzeitig als bloße Phantasmagorie an. So weiß sich solches Begehen erst tatsächlich realisiert – das heißt im eigentlichen Sinne vernichtet – in der gewalttätigen Auslöschung jedes einzelnen physischen Repräsentanten eines möglichen Außen. Oder anders formuliert: nicht aus irgendwelchen weltanschaulichen Gründen, sondern eingemahnt von einer strukturellen Notwendigkeit des losgelösten Sprachleibs (in dem sich nur verortet, wer das Außen eines solchen Sprechens selbst verneint), findet die zu Fall gekommene Affektation der eigenen Leiblichkeit ihren Grund erst auf den Leichenbergen der restlos auszurottenden Anderen. Es lohnte die Mühe, aus dieser Perspektive noch einmal die Tatsache zu betrachten, daß sich der Nationalsozialismus in der jüdi-

schen Sozietät, die sich mehr als in irgendeinem anderen Territorium in dem der Sprache beheimatete, sich den am wütendsten verfolgten Contrepart sucht.

Weil es so schwer fällt, hier weiterzusprechen, spähen wir noch einmal zu Chaplins schelmischen Scharaden hinüber, was für Verhältnisse diese losgelöste Stimme einem in ihr nicht aufgehobenen Subjekt abnötigt: Es ist Feierabend, Chaplin, der quirlige Barbier des Ghettos, promeniert mit Hannah, seiner geliebten Wäscherin, bei ihrem ersten Rendez-vous auf dem schmalen Boulevard der Judenstadt. Im Begriffe, sich und der Verehrten ein hynkelsches Doppelkreuz zu erstehen – und sichs an den Rocksaum heftend – schnarren die Straßenlautsprecher die beginnende Kakophonie des Diktators. Chaplin besinnt sich, legt die Insignien der Grausamkeit zurück; die Stimme überschlägt sich, kreischt – flugs sind die Habseligkeiten der fliegenden Händler verstaut. Hannah zerrt Chaplin in die vermeintliche Geborgenheit des häuslichen Hofes zurück. Sich ihr entwindend wähnt der Barbier sich gewachsen, der Stimme, die die Straße leergefegt, zu trotzen – um sich vor der nächsten Wortattacke kopfüber in einem Müllkübel zu verbergen. Dabei verliert der Mime seinen Hut. Nun beginnt einer der außergewöhnlichsten Ringkämpfe der Filmgeschichte: Charles Spencer Chaplin gegen eine körperlose Sprachgewalt. Dämpft sich die Stimme, schleicht Chaplin gleichsam hinter ihrem Rücken; ein jähes Kreischen und er ist physisch dabei ertappt – eine Wortkaskade schleudert ihn vom Bürgersteig. Eine kurze Atempause lässt der Artist nicht ungenutzt verstreichen, flink rappelt er sich wieder auf. Die Sphärenstimme scheint von neuem überlistet, doch umgehend taumelt er wieder, getroffen von der Wucht des Nichts als Wörtermüll. Endlich gelingt es ihm, in einer Falte, die es in diesem Sprachleib gar nicht gibt, im Fallen, Purzeln, Stolpern die Krempe seines Hutes zu erhaschen. Jetzt gilt es vorsichtig, als mache Behutsamkeit unsichtbar, schützende Mauern zu gewinnen. Einem bewaffneten Agenten der ätherischen Energie zu entwischen, erfordert jetzt nur mehr eine weitere halsbrecherischen Finte aus der artistischen Schatzkiste: "Die Steifheit ist das Komische, und das Lachen seine Strafe",<sup>20</sup> erklärt Bergson, und Chaplins Eskapaden sind sein bester nachträglicher Beweis.

Wenn keine nationalsozialistische Massenkundgebung in unmäßiges Gelächter ausbrach, ist das der produzierten Unmöglichkeit ironischer Distanz den eigenen affektiven Verhärtungen gegenüber geschuldet, wie wir oben sahen. Warum die Nazibewegung aber nicht schon als "ehemals kleine Sekte"<sup>21</sup> unter schallendem Lachen von der welthistorischen Bühne verschwand, gibt mehr Rätsel auf, als der Hinweis auf die "straffgespannte Abwehr der Gesichter" zu lösen vermag. Wär's bloße historische Kontingenz gewesen? Hat die wirtschaftliche Krise die Quellen des Gelächters ausgetrocknet? Worüber spottet zeitgenössische Satire, lachen Flüsterwitze? Hat andererseits Lachen jemals historischen Wahnsinn abgewendet? Erstirbt nicht das Gelächter notwendig am Todeskitsch von Märtyrertum und Heroismus? Wie begehrte der Wunsch seine eigene Unterdrückung? Fragen über Fragen; was uns bleibt ist dies: "Die Sprache ist Geste, ihre Bedeutung ist eine Welt."<sup>22</sup>

### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> V. KLEMPERER, Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum, Band 2: Tagebücher 1925-1932, Berlin 1996, 762 (Eintragung vom 27. Oktober 32).

<sup>2</sup> M. MERLEAU-PONTY, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin: W. de Gruyter 1965, 445.

<sup>3</sup> Wer ist dieses "wir", das "unsern" Text durchzieht? Zum einen: Hinweis, daß die Sprache mir nicht Selbstbesitz ist, zum anderen lesen wir bei HÖLDERLIN: "Ein Zeichen sind wir, schmerzlos sind wir und haben fast die Sprache in der Fremde verloren." F. HÖLDERLIN, Sämtliche Werke, Band 1, München/Wien: Hanser 1993, 436.

<sup>4</sup> So erkennt etwa die kabbalistische Spekulation im *Aleph* jenen Indifferenzpunkt allen Sprechens, der den stimmlosen Stimmeinsatz markiert. Obwohl das *Aleph* so Sprache zuallererst hörbar werden läßt, verschwindet es als selbst Unhörbares in der weiteren Entfaltung der Sprache. Vgl. dazu G. SCHOLEM, Der Name Gottes und die Sprachtheorie der Kabbala, in: *Judaica* 3, 1970, 39.

<sup>5</sup> M. MERLEAU-PONTY, Phänomenologie der Wahrnehmung, 444.

<sup>6</sup> J. GOEBBELS, Kampf um Berlin, Berlin 1932, 279.

<sup>7</sup> Ebenda 214. "Kleiner Doktor" ist die Bezeichnung der NSDAP-Spitze für ihren zukünftigen Propagandaminister.

<sup>8</sup> J. P. FAYE, Totalitäre Sprachen. Kritik der narrativen Vernunft, Band 2, Berlin/Wien 1977, 705 f. Die beiden paradigmatischen Aussagen sind hier: "Eroberung einer Masse, . . . die man dann ausdrücklich zum Material degradiert".

<sup>9</sup> M. WELLER, Die freie Rede, Berlin 1939, 32. INGRID STROBL, der wir dieses Zitat verdanken, urteilt über diese Abhandlung: "Das wohl wichtigste und anerkannteste

Rhetorik-Lehrbuch für Redner der NSDAP." I. STROBL, Rhetorik im dritten Reich, Wien 1977, 99.

<sup>10</sup> Zit. J. FEST, Das Gesicht des Dritten Reiches, München, 1964, 113.

<sup>11</sup> U. J. KRUSE, Die Redeschule, München 1932, 124.

<sup>12</sup> M. MERLEAU-PONTY, Phänomenologie der Wahrnehmung, 214.

<sup>13</sup> Die Maschinisierung sprachlicher a-Signifikanz ist hier nur ein Element unter vielen; mit besonderem Nachdruck wurden die Register der skopischen Dramaturgie ausgeweidet. Hören wir zum Beispiel die Beschreibung einer Führerrede durch einen Korrespondenten der *New York Times*: "Als er erschien, strahlten von einem verborgenen Kreis von Suchscheinwerfern hinter den Tribünen 150 Lichtspeere auf die Stelle im Mittelpunkt . . . Dann erschien plötzlich weit in der Ferne eine näherkommende Masse von roter Farbe. Es waren 25.000 Banner nationalsozialistischer Organisationen aus allen Teilen Deutschlands . . . Gleichzeitig wurden die kleineren Scheinwerfer entlang der Säulenhalle über den Tribünen hinuntergerichtet auf das Feld, wo sie die goldenen Adler auf den Standarten aufleuchten ließen, so daß die rote Flut gesprenkelt war mit Gold. Die Wirkung war von unbeschreiblicher Schönheit." Zit. J. P. STERN, Hitler – der Führer und das Volk, München 1980, 87-89.

<sup>14</sup> Vgl. M. MERLEAU-PONTY, Phänomenologie der Wahrnehmung, 218: "So wie die Bedeutungsintention, die das Sprechen des Anderen ausgelöst hat, kein expliziter Gedanke war, sondern eher ein Mangel, der sich auszufüllen suchte, so ist auch die Übernahme dieser Intention durch mich keine Leistung des Denkens, sondern vielmehr eine synchrone Modulation meiner eigenen Existenz, eine Verwandlung meines Seins."

<sup>15</sup> Ein ähnlicher Mechanismus macht möglicherweise die halblustigen TV-Dauerserien konsumierbar, die Applaus wie Gelächter an den passenden Stellen allgemeiner Witzlosigkeit ins Produkt selbst vermischen.

<sup>16</sup> Zit. M. BROSZAT, Der Nationalsozialismus, Stuttgart 1960.

<sup>17</sup> Aus PAUL ZECH, Der Agitator. Wiederabgedruckt in: G. HEINZ (Hg.), Deutsche Arbeiterdichtung 1910-1933, Stuttgart 1974, 146.

<sup>18</sup> A. HITLER, Rede vom 11. 9. 1936; zit. M. DOMARUS, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-45, Band 1, Würzburg 1962, 641.

<sup>19</sup> H. KATZMAIR, Das Gruppenphantasma. Einleitung zur Sozio-Logik des Allgemeinen, Wien 1994, 91.

<sup>20</sup> H. BERGSON, Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen, Frankfurt 1988, 22.

<sup>21</sup> J. GOEBBELS, Kampf um Berlin, 104.

<sup>22</sup> M. MERLEAU-PONTY, Phänomenologie der Wahrnehmung, 218.

